

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 84.

Sonntag, 11. April.

1915.

(14. Fortsetzung.)

Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

„Sie müssen sich viel Bewegung machen, viel spazieren gehen, meinetwegen Holz hacken, Abwechslung suchen, reisen, meinetwegen zu den Feuerländern und Eskimos, Diät halten, Diät. Sich mit Rotwein in eine bessere Stimmung versetzen wollen — Unsinn, schadet nur. Nehmen Sie sich einen tüchtigen Schiffer mit und fahren Sie nach den Sandbänken draußen vor den Halligen auf Seehundjagd. Medizin kann ihnen nicht helfen, Sie müssen den Willen und Trieb haben, gesund zu werden. Sonst —“ und Dr. Callisen schloß mit einem viel sagenden Achselzucken seine Rede.

Mit großen entsehten Augen starrte Gretchenfraude bald den Arzt, bald ihren Vater an.

Jetzt war es schon das dritte Mal, daß Herr Wilmsen plötzlich am Schreibtisch zusammengefunken war und ohnmächtig dagelegen hatte.

„Wie wär's, Sie sollten mal auf einige Wochen nach Hamburg fahren, nehmen Demoiselle Tochter mit und genießen Miter und Theater, Friederike Gohmann wird Ihnen schon die Grillen verschunden.“

Herr Wilmsen schüttelte mit mildem Lächeln den Kopf. „Wir müssen so verbraucht werden, wie wir sind, Doktor“, sagte er, „kommen Sie, wir wollen ein Gläschen Noten trinken und eine feine Import anstecken — neue Sendung aus Hamburg.“

Und Dr. Callisen, der alte Genießer, vergaß seine Banke über „Diät und Abstinenz“ und folgte Herrn Wilmsen ins Wohnzimmer.

Gretchenfraude blieb in der Vorderstube zurück und sah den Männern mit traurigem Blick nach. Die Krankheit ihres Vaters erschien ihr so unheimlich. „Medizin nützt nicht“, hatte Dr. Callisen gesagt, „Ja, was sollte dann helfen?“

Immer stiller wurde das junge Mädchen.

Die Linden des Friedhofs standen im bunten Schmuck des Herbstes. Auf den Wegen lagen gelb- und braungescheckte Haufen weisser Blätter. Auf den Gräbern blühten die Georginen.

Die Morgen Sonne guckte über die Gardhyer Dächer, glänzende Tropfen hingen an den Gräsern, rannen an dem glatten Gestein der Denkmäler herab.

Schlichte schwarze Kreuze, Denksteine, wuchtige, eiserne Kreuzfige erzählten in stummen Reihen von denen, die einst durch Gardhy's Straßen gegangen. Die fremdartig klingenden Namen dänischer Amtsmänner und Offiziere, Geburts- und Sterbedaten von Angehörigen Altgardhyer Familien, Schiffernamen von den Inseln, und auf alle Gräber sanken ohne Unterschied leise und leicht die fallenden Blätter von den Linden, schienen ohne Bevorzugung die gelbe Herbstsonne.

Da lagen sie friedlich nebeneinander, die Rhodens und Callisens, Genzens und Sarkens, Zegens und Lorenzens. Da ruhte neben dem alten Dragoner-obersten Monrad der würdige Stadtdiener Nis Gave- mand, dem man Säbel und Tschako mit ins Grab gegeben hatte. Vom Freihause her drang das Pferde-

wiehern bis zu Peder Tiedemanns Gügel, und der scharfe Spatenklang des neuen „Ruhlengräbers“ scholl zum Grabe des greisen Knut Friedrichsen, der vierzig lange Jahre den Gardhyern das letzte Bett bereitet hatte.

Der alte Knut hatte die Angewohnheit gehabt, bei jedem Spatenstich „Dori, dod, Dübel“ zu sagen, und der Nachfolger glaubte mit dem Knut auch die Angewohnheit seines Vorgängers übernehmen zu müssen. Und während er an diesem sonnigen Herbsttag auf dem Begräbnisplatz der Familie Woldsen Wilmsen ein neues Grab ausschaufelte, murmelte er ununterbrochen: „Dori, dod, Dübel.“

Dann und wann hielt er inne und wischte sich, auf den Spaten gestützt, die Schweißtropfen von der Stirn.

„Ja, ja, der hat nun auch ausgelebt“, der Herr Wilmsen. „Ja, ja, man kann sich auf nichts mehr verlassen in der Welt. Waren doch als langlebige Familie bekannt, die Wilmsens. Ja, ja, stimmt auch nicht mehr. Na — möge er ruhen in Frieden.“

Den Vorzug hatten die Gardhyer Toten unter dem neuen Ruhlengräber, daß ihnen jetzt stets eine Leichenrede ins Grab vorausgeschickt wurde.

Ja, er ruhte in Frieden, der Kaufherr Wilmsen. Ganz plötzlich, ohne Kampf war er gestorben. Da, wo er so manche arbeitsreiche Stunde seines Lebens zugebracht hatte, im Kontor war er plötzlich umgefallen.

„Was nun?“ fragte der alte Buchhalter, fragte das Personal. „Was nun?“ fragte ganz Gardhy. „Was nun?“ hatte sich Henning Tiedemann sogleich gefragt, und sein Plan war fertig.

Noch war Herr Wilmsen nicht zum Friedhof getragen, da hat Tiedemann seine neue Herrin um eine Unterredung.

Ein wenig befremdet lud Gretchenfraude ihn ins Vorderzimmer.

„Willst du nicht Platz nehmen“, sagte sie mit leiser Stimme, durch welche noch der Schmerz um den Toten zitterte.

Henning hatte sich hundertmal vorher jedes Wort überlegt, welches er zu Gretchenfraude sprechen wollte. Jetzt aber übermannte ihn doch wieder die alte Verlegenheit, und verwirrt stand er da und suchte nach Worten.

„Nun, Henning, du wolltest mich sprechen?“ fragte sie freundlich.

„Ich — ich wollte dich bitten — du weißt ja, wir — wir spielten früher immer zusammen — mein — Großvater hat treu bei euch gedient — ich — ich wollte dich bitten, mich zu deinem — Geschäftsführer zu machen.“

Das Gesicht des jungen Mädchens trug plötzlich einen finsternen Zug.

„Schämte dich“, rief sie, „noch ist mein armer Vater nicht zur Ruhe, und du denkst schon an solche Sachen.“

Als sie ihn aber in unbeschreiblicher Giltlosigkeit mit zuckenden Lippen dastehen sah, tat er ihr leid, und sie

fuhr ruhiger fort: „Du hast dir vielleicht nicht überlegt, Henning, daß du mit deiner Bitte wohl bis nach — bis nach der Beerdigung warten müßtest. Setze dich, wir wollen in Ruhe darüber sprechen. Wie hast du es dir gedacht.“

Henning begann seine Auseinandersetzung.

Moritz Thode würde immer älter und dachte wohl nicht daran, die Last der Verantwortung der Geschäftsführung zu übernehmen.

Grethenfrauke hatte seit ihrer Mutter Tod schon die Hausstandskasse geführt, und es mochte ein gut Teil Kaufmannsblut in ihr sein, denn Henning erstaunte über die ruhige Sachlichkeit, mit welcher das junge Mädchen die geschäftlichen Angelegenheiten besprach.

Endlich schloß sie die Unterredung: „Nun gut, Henning, ich werde vorher mit Thode sprechen; er ist im Dienste für das Geschäft ergraut, und ich kann ihn unmöglich durch Übergehung kränken. Wenn er aber die Geschäftsführung nicht übernehmen will und ich in meines Vaters Papieren keine andere Bestimmung vorfinde, werde ich dir die Leitung der Firma übertragen.“

Sie nickte ihm zu, und Henning verabschiedete sich mit einer Verbeugung.

Mit einer so strahlenden Miene, wie sie eigentlich nicht in ein Trauerhaus gehört, eilte er zu Moritz Thode ins Kontor.

„Mann, Thode, hören Sie mal. Also Fräulein Wilmsen will mich zum Geschäftsführer machen, wenn Sie nichts dagegen haben. Sagen Sie, Thode, Sie haben doch nichts dagegen, nicht? Sehen Sie, Sie sind doch alt, und für mich ist solche Stellung doch von weit größerem Wert. Und dann — Thode, ich verspreche Ihnen, ich werde Ihr Gehalt um eine ansehnliche Summe erhöhen, wenn ich —“

Der Alte hatte sich seine Brille zurechtgerückt und sah den jungen Mitarbeiter offen an.

„Nein, Tiedemann, ich habe nichts dagegen. Was soll ich dagegen haben? Aber das mit dem Gehalt — daraus wird nichts. Herr Wilmsen hat mir genug zum Leben gegeben, und mehr will ich auch von Ihnen nicht.“

„Dummkopf“, dachte Henning, aber er drückte dem Alten mit gut gespielter Herzlichkeit die Hand und dankte ihm.

Das war ein Schritt vorwärts!

Henning zeigte geradezu nervösen Eifer, um das zu unternehmen, was seine jetzige Stellung zu erfordern schien.

Wenn er sonst auch mit jedem Groschen knickerte, so kleidete er sich doch sorgfältiger und trug einen hohen steifen Hut, wie ihn die Kaufherren an der Hamburger Börse tragen sollten. Obgleich Klaus Matthiesen, dessen Frau Niese schon das dritte Kind wiegte, die beständigsten Anzüge nähte, ließ Henning bei ihm allerdings nicht arbeiten; der „Kerl“ tat trotz aller Höflichkeit doch ein wenig verächtlich verträulich.

Gleich in den ersten Tagen seiner neuen Würde begab sich Henning zu seiner alten Mutter, die trotz der weißen Haare noch immer heftige Zungenschlächten mit ihren Nachbarinnen zu führen pflegte.

Sie stand gerade wieder mit „Nawersch Waschwief“ zusammen, als sie ihren Sohn in die Langenharnstraße einbiegen sah. Sie wußte, er konnte es nicht leiden, daß sie auf der Straße — obendrein noch in der schmierigen Küchenschürze — mit ihren Nachbarinnen tuschelte und schnatterte.

„Siehst du, da kommt mien Söhn. Nief, wat för'n fienen Antoch — aber id mußt weggah'n; Henning mag nich ham, dat id bi di stah!“

Und ehe Nawersch Waschwief auf diese fränkende Bemerkung eine „geeignete“ Antwort fand, war Tilde in ihrem Häuschen verschwunden.

Henning trat in die Stube, fuhr mit der Hand über die Kommodenplatte, ob dort kein Staub vorhanden, und stellte seinen Zylinder hin.

„Tag, Mutter, also — ich bin Geschäftsführer der Firma L. W. Wilmsen.“ Die Alte fuhr auf, starrte ihren Sohn an, stieß dann ein Lachen aus und zischelte: „Jung, jetzt gilt's Besitzer zu werden.“

Henning machte eine abwehrende Handbewegung.

„Soviel Geld werde ich nicht ersparen können.“

„Ersparen?“ lachte Tilde medernd, „ersparen? Erheiraten, Jung, verstehst du nicht, erheiraten.“

„Die — die Wilmsen? Ne, danke“, rief Henning wegwerfend. In seinem Innern sagte wohl eine geheime Stimme: „Undankbarer!“ Aber als wollte er den lästigen Gedanken verschaukeln, wiederholte er verächtlich: „Die? Ne, danke.“

Tilde sah ihren Sohn verständnislos an. Wenn er aber doch ihr ganzes Geld kriegte —

„Ja, soweit ist man nun“, begann Henning wieder, und dann nach kurzem Zögern: „Du standest da vorhin wieder mit der Waisfrau auf der Straße. Du weißt, das paßt mir nicht.“

„Na, aber —“ wollte Tilde sich entschuldigen.

Der Sohn aber fuhr erregter fort: „Nein, das paßt mir nicht; das erinnert die Leute immer wieder daran, daß ich eigentlich — na, ein Emporkömmling bin. Sag mal, gehört ihr — ich meine — deine Mutter, nicht eigentlich nach Wildestedt? Gättest du nicht Lust, wieder dahin zu ziehen. Dein Haus hier können wir leicht verkaufen, und in Wildestedt —“

„Was, ich soll aufs Dorf?“ schrie Tilde Tiedemann, und in ihre welken Wangen stieg heiße Jorrröte, „du schmierst dich wegen deiner Mutter? So, nun will ich dir man sagen, ich habe den alten Schmuggler-Wilmsen gezwungen zum Versprechen, dich in die Lehre zu nehmen. Dann, als der alte Sünder vorzeitig starb, habe ich trotz aller Kränkung mit dem jungen Wilmsen gesprochen. Mir, nur mir verdankst du, was du geworden bist. Denn du bist'n Schlafmütze, wie dein Vater ein offter Döskopf war. So, nun weißt du's und nun geh man los und „schanier“ dich.“

Und Henning Tiedemann hielt es für das beste, stillschweigend das Haus seiner Mutter zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)



Wer sich beklagt, daß er vom Schicksal wie ein Spielball sei herumgeworfen worden, der gesteht zugleich ein, daß er — sehr leicht sei!

Fürst Bismarck als Gutsherr in Friedrichsrub.

(Neue Erinnerungen.)

Bismarck nahm als alter Landwirt an der Bewirtschaftung seiner Güter den lebhaftesten Anteil und kümmerte sich um alle Einzelheiten. Von diesem seinem Wirken als Gutsherr bieten uns einen lebhaften Eindruck die Erinnerungen eines ehemaligen Verwaltungsbeamten in Friedrichsrub, die in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ veröffentlicht werden. Es gab verschiedene Leute auf dem Gute, denen der Fürst nicht grün war; trotzdem ließen sie ihn immer wieder über den Weg und Bismarck ließ sich immer wieder mit ihnen ein, so daß man allgemein annahm, sie gehörten „zum Schweningerschen System“, d. h. der für die Gesundheit seines hohen Patienten so treusorgende Arzt habe sie gedungen, um durch ihren Widerspruchsggeist ablenkend auf den Fürsten zu wirken. Ein solcher „Witzabseiter“ war der alte Niese, der dem Fürsten ein Dorn im Auge war, da seine spitze Nase die Farbe der Zukunft durchglühte. Niese war cholerisch veranlagt und provozierte den Fürsten durch seine ganze Erscheinung. Bei zunehmendem Morde war Niese ganz erträglich. Als er dem Fürsten bei abnehmendem aber einmal den Vorschlag machte, sich mit der Kurie zu einigen, ließ Bismarck ihn einfach stehen. Er erkundigte sich am anderen Tage aber wieder nach ihm und äußerte, als man ihm sagte, Niese säße im Krüge: „Schon wieder oder noch?“ Ein Pendant zu Niese war eine hagere reisende Alsfägerin, die sich

merkwürdigerweise nur bei zunehmendem Monde betraut, welche eigenartige Tatsache der Fürst mit den philosophischen Worten erklärte, „bei Frauen sei es eben anders wie bei Männern“. Der Verwalter hatte sie einmal gerade wieder von ihrem früheren Fesde heruntergewiesen, als plötzlich der Wagen Bismarcks um die Ecke bog. „Was hat sie wieder?“ „Ach, was, Durchlaucht, das wissen Sie ja ganz gut, Sie haben mich ausgekauft, und jetzt ist solch schönes Jahr, und das geht alles in Ihre Tasche hinein. Und ich kann nicht mal mehr auf mein eigenes Feld gehen.“ „Hei (dabei zeigte sie auf mich) hat mich gerade heruntergeschmissen.“ „So, so. Sie wollten sich wohl ein paar Andenken mitnehmen? Im übrigen bedenken Sie aber auch die vielen schlechten Jahre, in denen wenig gewachsen war und Sie Ihre guten Binsen bekamen.“ Und dann zu mir: „Der junge Drews arbeitet ja bei uns, ihm gehört als Arbeiter seine Kraft, gerade so wie mir der Grund und Boden und der Frau ihr Abstand, den ich dafür zahle, und das Deputat.“ Ein anderes Glied des „Schweningerschen Systems“ war die Frau des alten Vogels Sell auf dem Vorwerk „Burgstall“.

Der Fürst fuhr oft nur hinaus, um sich mit Mutter Sell zu unterhalten, die sich immer die Hände unter der Schürze rieb, wenn sie mit ihm sprach. Sie hat ihm auch einen Spruch mitgeteilt, der besonders kräftig sein sollte, junge Rübenfaat gegen Engerlinge zu schützen, und also lautete: „Der heilige Johannes und der liebe Gott, die zogen zum Andern aus, / Sie aderten mit einem goldenen Pflug, / Da aderten sie drei Würmer aus, / Der eine war blau, der andre war gelb, der dritte war rot, / Ich beschwöre dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen!“ „Im Burgstall habe ich den Fürsten zum ersten und zum letztenmal erschütternd lachen hören. Die alte Sell hatte ihm das Rübenbesprechen vormachen müssen, und nachdem sie, den Spruch murmelnd, im Dreischlag um ein Saatbeet gesprungen war, hatte sie eine kurze Wünschelrute bis zum Hest in die Erde gestoßen. Als sie sich uns aus ihrer Ekstase heraus dann wieder zuwandte, begegnete sie so ernsten und verständnisvollen Blicken des Fürsten, wie sie nur übermenschliche Verstellungskunst hervorzaubern konnten.“ Mit seinen Arbeitern ließ sich der Fürst sonst zumeist nicht viel ein. Nur an Erntefesten zeigte er sich ein paar Stunden unter ihnen. Dabei hielt er 1888 eine Ansprache, die uns heute besonders zeitgemäß erscheinen muß und für die geniale politische Sehergabe Bismarcks spricht. „Es wird so viel von unruhigen Zeiten gesprochen. Als ob wir einem Kriege entgegengingen.“ So sagte er. „Ihr braucht euch deshalb nicht zu fürchten. Die Knochen unserer Grenadiere sind im eigenen Lande mehr wert wie unter fremdem Hase. Denn die Produktion ist unbeschränkt. So lange England schleppend bleibt wie eine alte Kuh, haben wir Frieden. Geht es aber einmal sein Haupt und schnaubt los wie ein brüllender Stier, dann haben wir den Krieg. Und so ein Krieg muß zum Siege führen, so lange persönliche Treue noch den Deutschen kennzeichnet. Jene Treue, die auf Gegenseitigkeit beruht, wie im Mittelalter das Lehnrecht die gegenseitige Treue zur Voraussetzung hatte. Wer ihn (den Frieden) aber dennoch bricht, der wird sich überzeugen, daß die Vaterlandsliebe von 1813 heutzutage Gemeingut der Nation ist, und daß derjenige, welcher die deutsche Nation angreift, sie einheitlich bewaffnet finden wird und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!“ Der Fürst schloß mit einem Kaiserhoch und trank dann ein halbes Bitter helles Bier einer Brauerei, von der er selbst Aktien hatte, auf einen Zug aus; dabei machte er ein Gesicht, als wenn er Bitterwasser zu sich genommen hätte, und sagte verächtlich: „Dividendenjauche“.

„Da sind sie also!“ „Da sind sie also!“ sagte der Leutnant und ballte die Faust gegen sie. Dann rief er zu mir gewendet: „Unsere Aufgabe ist erfüllt, schnell zurück.“ Ich wandte rasch, aber wir waren kaum 500 Meter gekommen, als der Regen der Schrapnells schlimmer denn je wurde. Der Rauch hüllte uns in so dichte Wolken, daß es unmöglich war, 20 Meter weit zu sehen. Wir versuchten, aus dieser Hölle hinauszukommen, aber Schrapnells, eins immer besser gezielt als das andere, explodierten gerade über unseren Köpfen mit entsetzlichem Krachen. Einen Augenblick glaubte ich, daß mein Gehirn zersprungen sei. Gleichzeitig fühlte ich mich plötzlich krank; dann schnitt mir mit einem Male dichter Nebel jede Aussicht ab, so daß ich wie in Nacht sah. Trotz meiner Schmerzen hielt ich die Maschine in derselben Höhe, um den Geschossen auszuweichen, die seltener wurden. „Sind Sie gesund, Leutnant?“ rief ich, aber ich bekam keine Antwort. Da ich glaubte, daß er mich nicht gehört hatte, wiederholte ich meine Frage und öffnete dabei meine Augen. Aber ich empfing wieder keine Antwort, und ich sah nichts als tiefe Dunkelheit um mich her. Ich befand mich allein im weiten Raum, 6000 Fuß über der Erde. Ich fürchtete mich und beschloß Gott meine Seele, denn ich fühlte, mein letztes Stündlein sei gekommen. Da ich jedoch die Batterien der Feinde unter mir hörte, so hatte ich nur den einen Gedanken, zurückzukehren, koste es, was es wolle, und die Meldung zu überbringen. Geleitet von dem Geräusch der Schrapnells unter mir wendete ich die Maschine in der Richtung, in der ich zu meinen Kameraden zu kommen hoffte. Ich fuhr in dieser Richtung ungefähr zwei Minuten, als der Leutnant zu meinem Erstaunen plötzlich ausrief: „Achtung, Mann. Höher hinauf!“ Ich riß das Flugzeug so rasch empor, daß es hinauf schoß, und dabei die Wetterfahne eines Kirchturms mit forttrieb, an dem die Maschine um ein Paar zerschmetterte wäre. „Danke, Herr Leutnant“, sagte ich. „Sie müssen entschuldigen, aber ich kann nichts sehen. Sind Sie verwundet?“ „Ja“, antwortete er, „ich glaube, schwer; ich fühle mich sehr schlecht.“ Dann sagte er: „Wenden Sie jetzt nach links, noch mehr nach links. So ist's gut. Nun grabe vorwärts!“ Bald zeigte mir ein frischer Kugelregen an, daß wir wieder über den Linien der Deutschen waren. Etwa drei Minuten später rief die Stimme des Beobachters: „Nun sind wir da. Ich sehe unsere Leute, die auf uns warten. Laßt den Apparat niedergehen!“ Ich hörte nichts mehr, aber bald landeten wir auf festem Grund und Boden.“ Den Wartenden, die das Flugzeug umringten, bot sich ein erschütternder Anblick dar; der Flugzeugführer war erblindet, für immer des Lichtes beraubt, und neben dem bleichen Mann mit den toten Augen lehnte der leblose Körper des Offiziers, der seinen letzten Atemzug getan hatte.

Wie weit der Krieg reicht, wird in einer ausländischen Zeitung folgendermaßen berechnet: die Gesamtoberfläche des britischen Reiches beträgt mehr als 13 Millionen englische Quadratmeilen, Rußland umfaßt über 8 Millionen und Frankreich 4 Millionen. Fügt man dazu noch Belgien mit dem Kongostaat, Serbien, Montenegro und Japan, so bedeckt das Gebiet der Verbündeten eine Fläche von nahezu 27 Millionen Quadratmeilen. Dem gegenüber haben Deutschland, Österreich und die Türkei zusammen 21½ Millionen. Die Gesamtfläche der kriegführenden Länder beträgt über 29½ Millionen Quadratmeilen, also mehr als die Hälfte der gesamten Erdoberfläche, die nicht über 55½ Millionen bedeckt.

Kammer-Spiele.

Sechs Duzend Stiefel reden
Die Spitzen stracks in die Höh,
Sechs Duzend Menschen steden
Stöhnend hinein ihre Zeh'.

Sechs Duzend Menschen, bekommen
Kämpfen den furchtbarsten Kampf,
Sechs Duzend Menschen bekommen
Heftigen Badenkrampf.

Sechs Duzend Menschen hinken
Wie verwundete Krieger nach Haus,
Sechs Duzend Menschen sinken
Dahin wie nach blutigem Strauß.

Sechs Duzend Menschen kriegen
Nagend die Stiefel zur Hand,
Sechs Duzend Stiefel fliegen
Krachend gegen die Wand!

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Eine erschütternde Episode des Luftkrieges wird in englischen Blättern geschildert. Ein Leutnant als Beobachter mit einem Sergeanten als Führer war von der französischen Heeresleitung beauftragt, eine verdeckte deutsche Batterie festzustellen, deren Feuer großen Schaden anrichtete. „Als wir über die deutschen Linien kamen“, erzählte der Flugzeugführer, „wurden wir von einem furchtbaren Granatfeuer begrüßt. Wir stiegen höher und sahen endlich nicht eine, son-

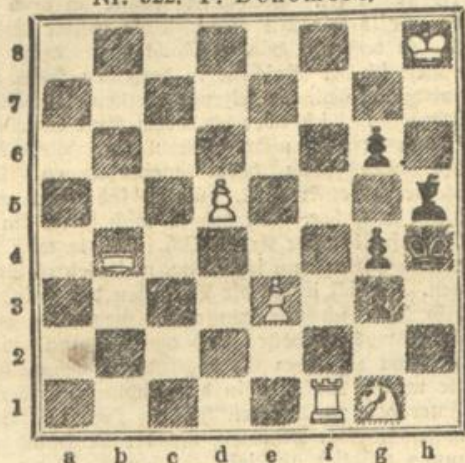
Schach

Alle die Schachschere betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbaden, 11. April 1915.

Schach-Aufgaben.

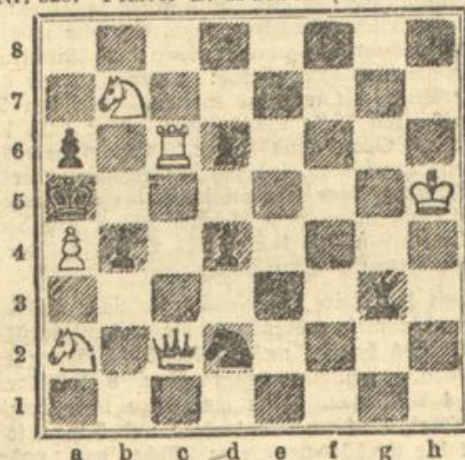
Nr. 322. P. Denemore,



Matt in 3 Zügen.

Der amerikanische Komponist hat hier ein hervorragendes Werk geschaffen, das insbesondere durch seinen sehr feinen, versteckten Schlüsselzug besticht. (Lasker in der „Voss. Ztg.“, deren Schachspalte wir diese Aufgabe entnehmen. D. Schriftl.)

Nr. 323. Pfarrer B. Hülsen (Esk. Kurier).



Matt in 2 Zügen.

Partie Nr. 119. Damenbauerspiel.)

Die folgende Partie wurde vor einigen Monaten in Buenos Aires gespielt.

Weiß: Villegas. — Schwarz: Capablanca.

- | | | | |
|--------------------------|---------------------|---------------------------|----------|
| 1. d2—d4 | d7—d5 | 14. D c2×d3 | h7—h5 |
| 2. Sg1—f3 | Sg8—f6 | 15. g4×h5 | Th8×h5 |
| 3. e2—e3 | c7—c6 | 16. Kg1—g2 | g5—g4 |
| 4. S b1—d2 ¹⁾ | L c8—g4 | 17. h3×g4 | S f6×g4 |
| 5. L f1—e2 | S b8—d7 | 18. L e1—b2 ²⁾ | 0—0—0 |
| 6. c2—c4 | e7—e6 | 19. T f1—g1 ³⁾ | Th5—h2† |
| 7. 0—0 | L f8—d6 | 20. Kg2—f1 | Th2×f2† |
| 8. D d1—c2 | D d8—c7 | 21. K f1—e1 | S d7—f6 |
| 9. h2—h3 ²⁾ | L g4—h5 | 22. S f3—e5 | S g4×e5 |
| 10. c4—c5 ³⁾ | L d6—e7 | 23. d4×e5 | S f6—e4 |
| 11. b2—b4 ⁴⁾ | g7—g5 ⁵⁾ | 24. L b2—c3 ⁶⁾ | L e7—h4 |
| 12. g2—g4 ⁶⁾ | L h5—g6 | 25. Ke1—d1 | T f2×d2† |
| 13. L e2—d3 | L g6×d3 | | |

Aufgegeben.

¹⁾ Besser ist sofort c2—c4. — ²⁾ Es drohte L d6×h2†; vorzuziehen war aber T f1—e1. — ³⁾ Der gebotene Zug war e3—c4. — ⁴⁾ Auch jetzt noch konnte e3—c4 geschehen. — ⁵⁾ Damit geht Schwarz zum entscheidenden

Gegenstoß über. — ⁶⁾ Schafft nur für einen Augenblick Erleichterung; aber es ist ziemlich gleichgültig, was Weiß zieht. — ⁷⁾ Auf T f1—h1 würde nach Th5×h1 19. Kg2×h1 Sg4×f5† die Dame verloren gehen. — ⁸⁾ Auch jetzt geht Th1 nicht wegen T d8—g8 mit der Drohung Sg4—e5†. — ⁹⁾ Oder 24. S×e4 d5×e4 25. D d3 bel. Le7—h4 mit gleichem Ausgang. (Tagl. Rundsch.)

Auflösungen:

- Nr. 317 (3 Züge). 1. D c1, K×e5 2. Sd7†; 1. . ., S b3 2. D f4†; 1. . ., S f3 2. D b2†; 1. . ., c2 2. D e2†.
- Nr. 318 (3 Züge). 1. Se2, T×e2 2. Le3†; 1. . ., f×e2† 2. L f4†; 1. . ., S×e2 2. L b4†.
- Nr. 319 (3 Züge). 1. Tg2, Sc2† 2. T×c2, K h1 3. 0—0—0# 1. . ., Sd3† 2. Ke2†, S c1 o. e1 3. T×S#

Richtige Lösungen sandten ein: zu den drei Aufgaben: F. S. in Wiesbaden; zu den Nummern 317 und 318 J. K., Dr. M., Bdw. und Max Deubert in Wiesbaden, zu Nr. 319 auch Paul Zimmermann in Wiesbaden.

Briefkasten.

C. E. B. und M. D. Ihre Lösung der Aufgabe 314 scheitert allerdings nicht, wie wir irrtümlich annahmen, an 1. . . K d5, wohl aber an 1. . . c7×d6.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Abstrichrätsel.

Schelm, Wachs, Stein, Masse, Burg, Wien.

Von jedem Wort sind zwei Buchstaben an beliebiger Stelle zu streichen. Die Wortreste, sinngemäß verbunden, bezeichnen eine der glänzendsten deutschen Waffentaten im gegenwärtigen Kriege.

Rätsel.

Aus Eins soll Leben sich entfalten,
Wie's die Natur verheißt.
In Zwei ist manches Ding enthalten,
Das nützlich sich erweist.

Es rauscht zu Tal in blühenden Gauen
Das Ganze wild daher,
Und durch des Südens sonnige Auen
Nimmt es den Lauf zum Meer.

H. v. F.

Zahlenrätsel.

- | | | | | | | | | |
|---|---|---|-------------------|-------------------------------|------------------------------|---|---|--------------------------------------------------------------------|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | Schauplatz heldenmütiger Kämpfe
des österr.-ungarischen Heeres. |
| 2 | 7 | 6 | 4 | 7 | Vereinigung. | | | |
| 3 | 8 | 3 | 8 | 4 | beliebtes Getränk. | | | |
| 4 | 1 | 6 | Fluß in Sibirien. | | | | | |
| 5 | 6 | 7 | 3 | Verständigungszeichen. | | | | |
| 6 | 5 | 8 | 7 | bekannter russischer Vorname. | | | | |
| 7 | 8 | 1 | 4 | 1 | sprichwörtlich reicher Mann. | | | |
| 8 | 7 | 7 | 8 | weiblicher Vorname. | | | | |

Auflösungen der Rätsel in Nr. 157.

Bilderrätsel: Fliegerleutnant. — Tauschrätsel: Zelt, Biene, Topf, Spiel, Lende, Hals, Zeit, Wahn, Stern, Rübe, Nabel, Welle, Born, Acker, Band, Falle, Zange, Mais, Gans (Zeppeline über Calais). — Osterrätsel: Auferstehung.



Illustrierte
**Kinders-
Zeitung**
des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 8.

17. Jahrgang.

1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Der Sterngucker.

Märchen aus Straßund von Hermann Dreßler.

(Schluß.)

Endlich schien er oben angekommen zu sein. Eine kalte Hand erfaßte ihn und zog ihn mit sich fort. Im Dämmerlichte einer roten Ampel erkannte der Bakkalaureus seinen Führer. Es war der Sterngucker Doktor Allrapfen. „Kommt, Herr Bakkalaureus Stern!“ sagte er. „Abgesehen, Euer Name gefällt mir.“

Dabei hielt er den Kopf genau so, wie es des Bakkalaureus schon heute abend bei ihm bemerkt hatte.

„Woher wißt Ihr, wie ich heiße?“ fragte er verblüfft. „Hi, hi! Der Doktor Allrapfen wird doch wissen, wie die Menschen heißen, die auf der Erde herumlaufen!“

Der Bakkalaureus schüttelte den Kopf.

Der Alte führte ihn durch einige Zimmer und Gänge, in denen merkwürdige Geräte aufgestellt waren, und so gelangten sie endlich in den Raum, den der Bakkalaureus für den Turm hielt.

Seitlich hing an der Deckenfuge eine Ampel, die einen matten, roten Schein herabstreute, während in der Mitte der Wölbung ein kreisrunder Ausschnitt des Daches einen Blick in den Nachthimmel gestattete, von dem das Sternbild der Schlange herableuchtete. Unter dieser Öffnung stand ein Tisch, der mit schwarzen Tüchern behängt war. Daneben hockte ein Wesen, das wie ein Affe ausah, aber ein so kluges und verständiges Gesicht hatte, daß man es ebensogut für einen Menschen hätte halten können.

Der Bakkalaureus betrachtete es neugierig.

„Sundro, mein Gehilfe!“ erklärte der Sterngucker. „Er stammt vom Sirius. Der Tolpatsch hat meine Sternkarte fallen lassen!“ setzte er zornig hinzu und fuhr auf Sundro zu, um ihn zu schlagen. Der aber sprang behende auf den Eckstrahl, schwang sich von da an die Decke und verschwand durch das Loch in derselben auf das Dach.

Doktor Allrapfen ließ sich dadurch nicht stören. Er stellte sein Fernrohr auf einen bestimmten Stern ein und schaute eine Weile aufmerksam hindurch.

Es war ganz still im Gemach. Nur das leise Surren, das die Reibung des Nachtwindes am Tubus des Fernrohrs verursachte, schwirrte wie der Gesang flüsternder Geisterstimmen durch den Raum.

Nach einer Weile sagte der Sterngucker: „Heute gibt es Sternengold! Wollt Ihr etwas davon haben, Herr Bakkalaureus?“

„Ich weiß nicht, wie Ihr das meint, Herr Doktor!“

„Ihr seid mir gefällig gewesen, und ich möchte mich Euch dafür dankbar zeigen. Also sagt zu! Sternengold bringt Glück!“

„Nun gut. Glück kann schließlich ein jeder brauchen, besonders ein Bakkalaureus, der vor dem Examen steht!“

„Recht so!“ sagte der Kleine. Er erfaßte dabei mit der linken Hand seinen Hinterkopf und rückte ihn mit einem

Drucke so, daß der Hals aus seiner steifen, senkrechten Lage kam und sich nach vorn beugte, so daß nun auch das Gesicht zu Boden sah. Dann schlürfte er auf den Tisch zu und sagte: „So, jetzt gebt einmal meine Sternkarte her!“

Er legte die schwarze Scheibe auf die Tischplatte und reichte dem Bakkalaureus ein Kästchen mit feinem Kies. Dann verlöschte er das Licht, so daß es ganz finster war, und sagte: „Nun streut ein wenig aus dem Kästchen auf die Platte!“

Der Bakkalaureus tat es und sah zu seinem Erstaunen, daß die feinen Sandkörner sofort zu leuchtenden Goldfunken wurden, sobald sie auf die Platte kamen.

Zu gleicher Zeit schien diese sonderbare Sternkarte zu wachsen, immer mehr und immer mehr, bis ins Unendliche, und doch fühlte der Bakkalaureus rechts und links die Kanten des kleinen Tisches, auf dem sie lag.

Die Goldfunken gruppierten sich zu bestimmten Figuren, flimmerten und blinkten wie die Sterne am Himmel, und schließlich war es dem erstaunten Zuschauer, als ob er das ganze Himmelsgewölbe mit seinen Milliarden Sternen und in seiner unermesslichen Ausdehnung da greifbar nahe vor sich auf dem Tische liegen habe. Es sah ungefähr so aus, als ob man in einer klaren Herbstnacht in die Tiefe eines reinen, stillen Waldsees blickt, in dem sich alle Gestirne aufs deutlichste widerspiegeln.

Nachdem sich sein Auge an das Dunkel gewöhnt hatte, sah er, daß in dieser Karte wirklich eine genaue Abbildung des Sternenhimmels vor ihm lag.

Er sah den großen und kleinen Himmelswagen, die Zwillinge, die Schlange, die Krone und wie sie alle heißen, und quer über das ganze strahlende Geheimnis zog sich die Milchstraße mit ihren Milliarden glänzender Sternepünktchen. Er bemerkte auch, wie die Himmelskörperchen — ganz wie in der Wirklichkeit — ihre Stellung veränderten, wie am Rande der Sternkarte Sterne verschwanden, andere erschienen, wie allmählich die Mondscheibe sich hervorschob und in ihrer unmittelbaren Nähe die kleineren Lichter der Nacht verblichen lief.

Es war ein wunderbarer Anblick.

Leichte Schäfchenwölkchen kamen gezogen und verdeckten mit ihrer feinen Wolkenwatte vorübergehend die Sterne. Man sah, wie sie — vom Nachtwinde getragen — über das Firmament segelten, ihre Formen veränderten und sich schließlich ineinanderschoben, um neue Figuren zu bilden. Dazwischen blitzten hin und wieder schnell vorüberschießende Goldfunken auf, die ebenso schnell zu verlöschen schienen. Einmal griff der Sterngucker mit seinen zierlichen Händen schnell danach und fing einen solchen schwirrenden Funkelstern auf. Dann warf er ihn in eine Ecke des Turmzimmers, und es klang, als wenn Metallgold

auf Steine geschlagen würde. Dann folgte ein leises, verhallendes Aufzischen, so, als wenn man glühendes Eisen in das Wasser taucht.

„So“, sagte der Sterngucker nach einer Weile, „das war der schönste Stern, der in dieser Nacht geschossen hat. Nun könnt Ihr Euch schon etwas Zeit lassen mit dem Examen und erst die Welt ein bißchen ansehen, das hat mehr Wert, als in großen Büchern zu studieren.“

Dabei entzündete er wieder die Ampel, die von der Decke herabhäng.

Im selben Augenblick, als ihr rotes Licht durch den Raum strahlte, war der ganze herrliche Zauber verschwunden.

Vor dem Bakkalaureus lag auf dem Tisch nur ein kleines Stück schwarze Pappe, das mit Kies bestreut war. Von einer Sternkarte war keine Spur zu sehen.

Der Kleine erfaßte sie und schüttelte den Kies in den Kasten herab.

Dann führte er seinen Gast in die Ecke, und der Bakkalaureus sah zu seinem größten Erstaunen, daß da wirklich eine leuchtende Kugel lag, so groß wie ein Knopf am Schlafrocke seines reichen Onkels und funkelnd wie ein frisch geprägter Louisdor.

Doktor Ullraspen hob sie auf und reichte sie dem Bakkalaureus. Der betrachtete sich die Kugel. Sie schien wirklich vom feinsten, reinsten Golde zu sein und war von ganz ebenmäßiger Rundung.

„Das für Eure Gefälligkeit!“ sagte der Sterngucker. „Gebt sie nie aus der Hand, so wird sie Euch manchen Nutzen bringen.“

„Ich danke Euch sehr, Herr Doktor“, entgegnete der Bakkalaureus, „aber sagt mir noch, worin der Wert dieser Kugel besteht, wenn ich sie nicht aus der Hand geben darf!“

„Ihr kennt den Brauch der Menschen, sich beim Anblick einer schießenden Sternschnuppe etwas zu wünschen! Viele lachen wohl über diesen törichten Glauben, und doch ist etwas Wahres daran, das werdet Ihr mit Eurem Sternengold selbst noch erfahren. Mancher dieser Wünsche würde sich erfüllen, wenn er nicht oft so töricht wäre und wenn der Betreffende etwas dazu täte, ihn in Erfüllung gehen zu lassen. Eine solche Wunschugel aus Sternengold haltet Ihr in den Händen, und es soll Euch mit ihrer Hilfe vergönnt sein, jeden Wunsch zu befriedigen und jedes Gelüst zu stillen. Nur möchte ich Euch warnen, seid nicht töricht, und wünscht Euch nichts, was Euch später reuen könnte, denn bei jedem törichten Wunsche wird die Kugel einen trüben Fleck erhalten, und sobald ihre ganze Oberfläche mit diesen Zeichen törichter Wünsche bedeckt ist, ist es mit ihrer Kraft zu Ende. Also hütet Euch! Die besten Wünsche werden stets die sein, mit denen Ihr auch anderen Mitmenschen aus irgendeiner Not helft, nicht aber die, die nur auf eigene Bequemlichkeit und auf Reichtum abzielen!“

Der Bakkalaureus verbarg die kostbare Kugel in seiner Tasche.

„Und nun kommt! Eure Extrapost wartet!“ sagte der Sterngucker.

Er schlug seinen schwarzen Kasten auseinander und hing ihn dem Bakkalaureus um die Achseln. Da wurde es finster um ihn her, und er hatte das Gefühl, als ob er schwebte, und merkte nach einer Weile, wie er sanft niedergelassen wurde.

Fast zu gleicher Zeit hörte er wie im Traume eine Peitsche knallen und das Rollen und Knarren schnell dahineilender Wagenräder dazwischenmurren. Er dehnte sich und öffnete die Augen. Da sah er vor sich gegen den dämmernden Morgenhimmel die Gestalt des Kutschers auf dem Boock und rechts und links davon nach vorn zwei braune Pferderücken, an deren Kumten die Schellengeläute lustig klingelten.

Er bog sich seitwärts aus dem Wagenschlage heraus und spähte hinter sich. Da sah er in der Ferne durch die Nebel, die vom Frankenteiche aufwehten, das Dach des alten

Turmes am Frankenwall zwischen den struppigen Einden und Ahornen aufragen, und während das Gefährt der Universitätsstadt zurollte, fühlte er in seiner Tasche umher, um zu untersuchen, ob er die Kugel bei sich hätte oder ob das alles nur ein Traum gewesen sei, den der klare Sternhimmel, der aufsteigende Morgennebel und das eintönige Rollen der Räder zusammengebraut hätten.

Wie glücklich war er, als er aus seiner Tasche wirklich ein glänzendes Kügelchen aus feinstem Sternengolde zog. Er sprach aber gegen niemand davon. Nur mir erzählte er von der Sache, als ich ihn einst fragte, wie es käme, daß er immer so heiter und guter Dinge sei, und wie er es anstellte, soviel Armut und Not zu lindern.

Da zeigte er mir die Wunschugel und sagte: „Das ist der Wohltäter, nicht ich!“ Und die Kugel hatte noch nicht einen einzigen trüben Fleck, sondern strahlte noch wie an jenem Abend im ersten Glanze, wie eine sinkende Sternschnuppe.

Jetzt, nach zwanzig Jahren, ist aus dem Bakkalaureus ein tüchtiger Gelehrter geworden, aber nicht durch die Kraft seiner Wunschugel, sondern durch eignen Fleiß.

Er bewohnt ein schönes, großes Haus in Stralsund und hat drei Kinderchen.

Von dem Geber des Sternengoldes scheint aber etwas auf die beiden Buben übergegangen zu sein. Sie halten, just wie der Sterngucker, die Nasen gern etwas hoch und sind zwei höllisch kluge Jungs.

Das Mädchen aber, die Lotti, eine kleine allerliebste blonde Kröte, ist meine besondere Freundin, und wenn ich einmal im Hause bin, so krabbelt sie mir auf den Schoß, schaut mich mit ihren blauen Guckaugen groß an und ich muß ihr dann ein Märchen erzählen.

Am letzten Male saßen wir in der Dämmerstunde um den Kamin. Es war vor dem Nachtmahl. Und weil mich die kleine Lotti bat, ihr ein Märchen zu erzählen und ich gerade keine im Sinne hatte, erzählte ich ihr von ungefähr das Erlebnis, das ihr Vater in seiner Jugend mit dem Sterngucker gehabt hatte, da es doch auch fast wie ein Märchen klingt.

Als aber Lotti aus dem Speisezimmer nebenan das Klirren der Abendbrotteller hörte, sagte sie:

„Ich wünsche, dein Märchen wäre bald zu Ende, ich habe so Hunger!“

Als wir dann vor dem Schlafengehen die Wunschugel noch einmal ansahen, hatte sie den ersten trüben Fleck bekommen. Daran war Klein-Lotti schuld, und ich hatte mir es schon gedacht, denn der Wunsch mit dem Märchenende war doch ein törichter gewesen, nicht wahr, ihr Kinder?



Die sieben Weltwunder der Alten.

Studie von Karl Wigel.

Die sieben Weltwunder des Altertums gehören sämtlich dem Gebiete der bildenden Künste an. Die großartigen Wunderwerke, die uns das klassische Altertum in den gewaltigen Werken der Geistesheroen hinterlassen hat, blieben bei ihrer Hervorhebung außer dem Bereiche der Auffassung. Die Schöpfungen menschlichen Intellekts, menschlichen Scharffinns, die nur allein in der Welt der Vorstellungen bestehen, wurden nicht in den enger umrahmten Kreis der Weltwunder eingeschlossen, sondern darunter wurden die Produkte verstanden, die in der sichtbaren, greifbaren Außenwelt nach dem durch Reflexion gewirkten Plane durch Umgestaltung der Natur von menschlicher Schaffenskraft hervorgebracht wurden. Die Werke, die man im klassischen Altertum als das Großartigste und Staunenswerteste pries, was menschliche Macht, Geschicklichkeit und Ausdauer zustande gebracht hatten, sind heute fast unter die Schwelle des Bekanntseins getaucht.

Von den Weltwundern waren die ältesten die ägyptischen Pyramiden, die nun ein Alter von fünf bis sechs Jahrtausenden erreicht haben. Sie sind bis auf unsere Zeit als riesenhafte

Wahrzeichen einer längst erstorbenen Kultur erhalten geblieben. Das größte dieser Kulturdenkmäler, die bekanntlich als Grabstätten den ägyptischen Herrschern dienten, ist die Pyramide des Cheops bei Gizeh, deren Grundfläche ein reguläres Viereck von 232 Meter Seitenlänge darstellt und die eine Höhe von 147 Meter besitzt. Dieses gewaltige Riesenwerk erregt noch heute beim beschauenden Menschenkind Staunen und Bewunderung, wie sie ihm schon die alten Griechen und Römer zollten. Groß sind die aufzuwendenden Mühen beim Besteigen, äußerst lohnend und überraschend aber ist die Aussicht oben auf dem Plateau, zu dem die Spitze abgeplattet ist und auf dem bequem Platz ist für 100 Personen. Daß auf der Höhe dieses Denkmals aus uralter Zeit jetzt ein schwunghafter Handel mit Ansichtspostkarten betrieben wird, ist bezeichnend für den Wandel der Zeiten und seines Geschmacks.

Als zweites Weltwunder bezeichnet man die hängenden oder schwebenden Gärten Semiramis zu Babylon. Wo sie sich befunden haben, darüber gehen die Meinungen auseinander. Nach den Forschungsergebnissen der einen sollen sie auf den Dächern eines terrassenförmig aufgeführten Palastes angelegt gewesen sein. Nach einer anderen Meinung sollen sie sich jedoch auf der großen babylonischen Mauer ausgebreitet haben, die Herodot beschreibe. Nach seinen Angaben, die jedoch, wie es scheint, sehr den Charakter von Hyperbeln an sich tragen, soll diese Riesemauer von 25 Meter Breite und 100 Meter Höhe die Stadt Babylon in einem regelmäßigen Viereck von 15 Kilometer Seitenlänge umschlossen haben; es sollen sich 100 Tore, kunstvoll in Erz gegossen, darin befunden haben. Auch soll der die Stadt durchschneidende Euphrat an beiden Seiten durch ebensolche Mauern in seinem Bett eingegrenzt gewesen sein und innerhalb der äußeren Ummauerung in einigem Abstand noch eine zweite Mauer bestanden haben.

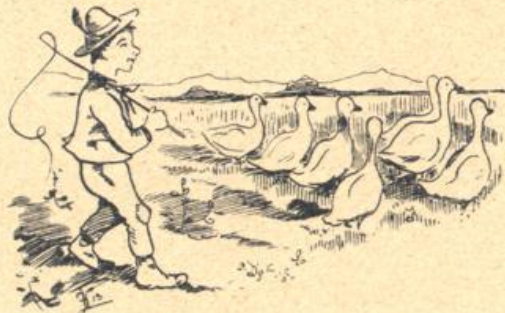
Die Berichte über die beiden erstgenannten Wunderwerke sind meist ungenau und zum Teil auch lückenhaft. Weit bestimmtere Traditionen sind auf uns und unsere Zeit gekommen von dem dritten Weltwunder, dem Tempel der Diana zu Ephesus. Er wurde um die Wende des sechsten Jahrhunderts v. Chr. von dem Architekten Chersiphon aus weißem Marmor errichtet und ist eine Leistung von 69 Meter Breite und 130 Meter Länge. Er war umgürtet von 128 ionischen Säulen, die reich mit Figuren geschmückt waren und eine Höhe von 19 Meter besaßen. An der Vorderseite waren sie in drei Reihen angeordnet, an den Langseiten in zwei Reihen. Im Jahre 356 v. Chr., in der Nacht, da dem makedonischen Philipp der nachmalige Große Alexander geboren ward, stieg Herostatos dieses Prachtwerk in Brand, einzig und allein aus dem Grunde, um seinem Namen einen bekannten Klang zu geben, um ihn zu retten auf die Nachwelt. Aus der Asche entstand der Bau in um so größerer Schönheit durch Demokrates; später mußte er durch Nero den Raub all seiner Reichtümer an sich vollziehen sehen, und 226 n. Chr. wurde er dann durch die Ostgoten ein Stück des Vandalismus, dem er völlig zum Opfer fiel. Im Jahre 1870 fand der Engländer Wood die Stätte wieder auf, wo der Dianatempel sich einst in stolzer Pracht erhoben hatte. Er stellte Ausgrabungen an, die manchen Überrest zutage hoben, und konnte so den ganzen Bauplan feststellen.

An vierter Stelle wäre nun die Statue des Jupiter im Tempel der Olympia zu nennen. Ihr Schöpfer ist Phidias, ein Zeitgenosse Perikles, die zur Zeit des Perikles lebten. Sie war ganz aus Gold und Elfenbein gefertigt. Die Zeusgestalt, die auf reichgeschmücktem Throne sitzt, reichte mit ihrem Haupte fast an die Dede des 18 Meter hohen Tempels. Er hielt in der einen Hand den Herrscherstab, das Szepter, in der andern eine Siegesgöttin. Um sich einen Begriff, einen annähernd geläuterten, von der Kostbarkeit der Materie zu machen, muß man nur den einen Umstand bedenken, daß nicht einmal die geringste Spur davon erhalten ist. Kleine Nachbildungen hat man nur auf einigen Münzen aus der Zeit des Kaisers Hadrian.

Als fünftes Weltwunder folgt das Grabmal, das Artemisia, Königin von Karien, ihrem verstorbenen Gemahl Mausolos um 350 v. Chr. auf Halikarnassos hatte errichten lassen. Es war ein viereckiger Aufbau, der von 36 korinthischen Säulen umstellt war. Auf seiner Oberfläche erhob sich in 24 Stufen eine Pyramide, die von einem prächtigen Vorgehängen und den Bildsäulen des Mausolos und der Artemisia gekrönt war. Das Ganze erreichte eine Höhe von 44 Meter. An ihm hatten die Architekten Satyros und Pythys ihre Kunst geoffenbart. Fünf Bildhauer wirkten mit, von denen je einer den bildnerischen Schmuck der vier Seitenflächen und der fünfte die Figuren des trönenden Aufbaues schuf. Noch im 12. Jahrhundert wurde das prachtvolle und großartige Grabdenkmal, nach dem noch heute die Gruftgebäude der Fürsten Mausoleum genannt werden, von dem Bischof Eustachos unversehrt aufgefunden. Bald darauf kam die zerstörende Wirkung des Jahres der Zeit zum hellen Durchbruch, es sank in Trümmern, und im Jahre 1522 wurden die noch vorhandenen Reste von

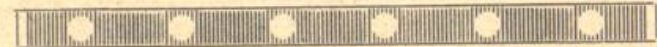
den Johannitern zum Bau ihrer Ordensgebäude verwendet. 1857 wurden durch den Engländer Newton Ausgrabungen vorgenommen, wobei die 3 Meter hohen Figuren des Mausolos und der Artemisia aufgefunden wurden, die sich nun heute im Britischen Museum befinden.

Als das sechste Weltwunder zählt man den Koloß zu Rhodos auf. Diese riesige, 32 Meter hohe Figur wurde im Jahre 290 v. Chr. von Chares geschaffen. Sie war aus Bronze gegossen und im Innern ausgemauert. Das Standbild war dem Sonnengott geweiht und soll seinen Platz über der Hafeneinfahrt gehabt haben, und zwar soll es so gestanden haben, daß die Schiffe unter seinen ausgespreizten Beinen aus- und einfahren konnten. An diese Art der Aufstellung knüpft man heute — und das wohl mit Recht! — einige Zweifel. Es geht eben allgemein die Anschauung, daß der Koloß auf einem Felsen, unmittelbar neben dem Hafeneingange, gestanden habe. 56 Jahre nach ihrer Fertigstellung wurde die Figur durch ein Erdbeben zunichte gemacht.



Der Gänsehub.

Schaut hier den kleinen General,
Hat munt're Soldaten, reich an Zahl.
Kampiert vergnügt im weiten Feld
Und hat zum Haus das Himmelszelt.
Nun schaut mir die Soldaten an,
Wie schmutz gekleidet, Mann für Mann!
Doch fehlt ihnen Säbel und Gewehr,
Sie zieh'n mit großem Geschrei einher,
Sie prahlen so mutig und sind doch feig;
Zeigt sich ein Feind, so fliehen sie gleich.
Doch gibt's was zu plaudern irgendetwas,
Da eilen sie hastig, da sind sie froh.



Fast 900 Jahre lang lagen die Trümmer auf dem Meeresgrund, bis sie nach der Eroberung der Insel Rhodos durch die Araber an einen Juden verkauft wurden, der sie auf 900 Kamelen fortführen ließ.

Endlich als siebentes Weltwunder rechnet man den Leuchtturm, der auf der Insel Pharos vor Alexandria im Jahre 250 v. Chr. unter Ptolemäus durch Sostrates erbaut wurde. Ganz aus Marmor mit acht Stodwerken war er errichtet und soll 160 Meter hoch gewesen sein. Auf seiner Spitze unterhielt man ein Feuer, das auf 55 Kilometer sichtbar gewesen sein soll. Nach der Insel, die diesen Leuchtturm auf ihrem Rücken trug, rührt wohl heute auch noch die Bezeichnung, die man Leuchttürmen beilegt, Pharos.

Wenn man von den sieben Weltwundern redet und berichtet, so muß einem vor allem klar sein, daß das Altertum auch noch andere gewaltige Schöpfungen kannte, daß man aber hier nur aus der größeren Menge einige — und charakteristisch ist wiederum die Siebenzahl — herausgreift und herausgegriffen hat. Es sind eben Erzeugnisse, die zugleich als Typen jener Zeit dastehen und auftreten, die, um es kurz zu sagen, jener Zeit ihren Charakter anheften, verleihen, jene Zeit zeichnen. Auch die Neuzeit kennt ihre Wunderwerke. In ihr findet man, daß die in der Natur umgestaltend eingreifende schaffende Tätigkeit der Menschen jetzt weit über das Gebiet der bildenden Kunst hinausragt.



April.

Vor kurzem, da war die Erde noch weiß,
Und nun wird's überall grün.
Vor kurzem, da stand der Bach noch voll,
Wo lustig die Wellen nun zieh'n.
Und sieh! o sieh! — Hab' ich recht geschaut?
Ein Veilchen! Wie das mich freut!
Und der Vogel im Fliederbusch singt so laut:
O du prächtige Frühlingszeit! Reine!

Das Leben im April.

„Gar launenhaft ist der April, denn niemals weiß man, was er will!“ lautet ein alter Reimspruch. Damit ist natürlich das unbeständige Wetter gemeint, das diesen Monat kennzeichnet. Geht man beim schönsten Frühlingssonnenschein, Kerchengesang und Bienengehum zu einer kurzen Beforgung aus dem Haus, so kann es sehr leicht geschehen, daß man als lebendiger Schneemann, rot gefroren, und an allen Gliedern zitternd, wieder heimkommt. Tobt aber draußen das entgeglicheste Schneewetter und wagt man es nicht, ohne Pelztragen und Regenschirm das Haus zu verlassen, so spielen vielleicht die Mücken in der warmen Frühlingssonne, wenn man von dem Ausgange zurückkehrt. Aber diese Zeit ist oben- drein auch noch eine gefährliche! Denn bekanntlich schießt jetzt das Gras, die Bäume schlagen aus, die Sonne ist da. Es paßt ganz gut, daß man am ersten Tage dieses Schalkmonats die Leute in den April schickt, die h. scherzhaft zum besten hat. „He!“ sagt Heinz zur Schwester Lotte, „du hast ja im Strumpfe ein Loch, so groß wie ein Fünftelmarkstück!“ Aber Lottchen weiß schon, daß man am 1. April von den Geschwistern gern gesoppt wird und antwortet vielleicht: „Hör auf, bei jedem deiner Scherze geht mirs durch Mark und — Pfennige!“

Der April ist derjenige Monat im Jahre, der uns durch die Verwandlung der Mutter Erde am meisten überrascht. Fast genau mit Anfang April schmücken sich die Wiesen, grünen die Sträucher, und wenn der letzte Apriler kommt, dann hat die Landschaft ein vollständig anderes Aussehen. Eine Lust ist's für jeden Naturfreund, das Wachsen und Blühen der verschiedenen Pflanzen aufmerksam von Tag zu Tag zu verfolgen. Der Kirschbaum hüllt sich in sein jungfräisches Spitzenkleid, der Birnbaum steckt weiße Manschetten an die Zweige; vielleicht schon der Apfelbaum malt rosige Sternchen ins Himmelblau. Aprikose und Pfirsich blühen; die gelb, weiß oder rot blühenden Fliedersträucher entfalten ihren Flor. Unter ihren Zweigen aber verblüht das Schneeglöckchen, blüht das gelbe und rote Primel, das dankbare Stiefmütterchen mit seinen großen abwechslungsreichen Farbenaugen und das kleine duftende Veilchen. Reizend kommen jetzt auch verschiedene Zwiebelblumen zur Entfaltung; Narzisse und Tazette erfreuen unser Auge. Um die weißen, gelben und blauen Krokuskelche, die im Süden Deutschlands vielleicht schon verblühen, summen im Norden Deutschlands noch die Bienen; die reizende blaue Scilla lacht aus dem saftigen Grün ihrer Blätter. Die Wiesen, über denen die Kerchen trillern, schmücken sich von Tag zu Tag mehr. Nun ist es wieder Zeit, allerhand Sport zu üben, den ein Winter so lange unterbrach. Der Radler putzt sein Stahlroß; der Ballspieler zeigt wieder sein Geschick und seine Kräfte. Die Quellenwanderer, Wandervögel und

Pfadfinder verlassen die Tore der Stadt und ergötzen sich in Gottes reizvoller Natur.

Aber auch das Tierleben wird von Tag zu Tag reger. Die Vögel brüten, und hier und da gucken schon junge Vögelchen über den Nestrand. Die meisten Wandervögel kommen; die nordischen Zugvögel ziehen in ihre noch recht kalte Heimat zurück. Die Auer- und Birkhähne balzen. Füchse, Marder, Wiesel bekommen Familienzuwachs, ebenso Igel, Maulwürfe, Hamster, auch Ratten und Mäuse, reizend sind die jungen Eichhörnchen. Viele Käfer, Wespen und Bienen zeigen sich. Hier und da flattert dem Wandersmann ein Schmetterling um den Kopf, nächstlings das Nachtpfauenauge. Herrlich anzusehen sind die frischgrünen Saatefelder; aber schon melden sich die verschiedenen Schädlinge, die des Landmanns grimmige Feinde sind.



Ameisensuppe und Mücken- kuchen.

Der englische Afrikareisende Verney Lovett Cameron berichtet, daß in Zentralafrika getrocknete Ameisen ein sehr gesuchter Handelsartikel seien, die man wegen Mangels an animalischer Nahrung in der Mehlsuppe isst. Am Njassasee sind Mückenkekuchen eine sehr beliebte Speise. Sie sind $2\frac{1}{2}$ cm dick und so groß wie ein Teller, inwendig schwarz und haben einen faviarähnlichen Geschmack, also gar nicht so übel. Diese Mücken, welche unter dem Namen Kungo bekannt sind, treten zu gewissen Zeiten in ungeheuren Massen auf, sie erfüllen die Luft zu einer bedeutenden Höhe und schwärmen dicht über dem Wasser, in das sie wegen ihrer Leichtigkeit nicht einsinken. Während man durch eine solche Wolke hindurchfährt, muß man Augen und Mund geschlossen halten, denn der Inhalt derselben fällt wie Schnee auf das Gesicht herab. Die Einwohner sammeln diese Insekten und backen daraus dicke Kuchen, die Millionen von Mücken enthalten.

Spiele.

Scheibenwerfen. Beim Scheibenwerfen erhält jedes Kind eine gleiche Anzahl Münzen, Spielmarken oder Glasblättchen. Nachdem irgend ein Gewinn aufgestellt wurde oder ein kleiner Gegenstand das Ziel bildet, wird ein Abstand von wenigen Schritten gewählt, der allerdings je nach der Sicherheit der Spieler ganz verschieden ist und nun tritt einer nach dem anderen an diese „Schränke“ und wirft seine Scheiben nach dem Ziel. Die Reihenfolge entscheidet dabei das Los oder es wird ausgezählt. Derjenige Spieler, der mit seinen Platten das Ziel deckt oder ihm von allen am nächsten kommt, erhält den festgesetzten Gewinn. Die beiden nächsten müssen eventuell Trostpreise erhalten. Damit die Scheiben nicht verwechselt werden, gibt man ihnen durch Striche, Kreuze, Punkte usw. besondere Kennzeichen.

Des Königs Töchterlein. Dieses reizende Spiel für Mädchen wird wie folgend gespielt: Nachdem durch Auszählen

eine Königstochter und ein Prinz gewählt, bilden die Kinder um die ersten einen Kreis und singend zieht der Prinz immer um diesen herum: „Kling, kling Gloria, Wer sitzt denn in dem Turme da?“

Die Kinder erwidern, indem sie immer angefaßt, rings um die Königstochter einen Reigen tanzen:

Die Königstochter wird drin liegen,
Die wir nicht zu sehen kriegen.

Nun versucht der Prinz in den Kreis zu dringen und sagt dabei:

„Das wollen wir doch seh'n,
Der Turm bleibt nicht besieh'n.
Königskind, komm geschwind,
Führ' dich fort, wie der Wind!“

Dabei versucht er die angefaßten Hände zu trennen und die Königstochter durch diese Lücke aus dem Kreis zu ziehen. Natürlich ist dieses endlich gelungen, so beginnt das Spiel von neuem. Wenn die Hände einmal getrennt, so dürfen sie natürlich nicht wieder zusammengefügt werden.

Die Teufelspflanze am Mississippi.

In einigen Gegenden des Mississippi wächst eine stark wuchernde Unkrautpflanze, deren kleine glockenförmige Blüten und Blätter das stärkste Gift enthalten. Jede Blüte birgt ein Tröpfchen dieses Giftes und jedes Blatt enthält eine Menge feiner Härchen, welche aus hohlen Röhren bestehen und ebenso viele Giftdrüsen sind, die bei der Berührung Blasen auf der Haut gleich Brandblasen hervorrufen. Sind es solcher Blasen viele, so schwillt der betreffende Körperteil an und wird rufarbig, auch sehr schmerzhaft, und je nach Umständen tritt Blutvergiftung ein. Bienen und andere Insekten, welche vom Saft der Blütenkelche nippen, sterben fast sofort. Das Gift ist gummiartig und hat einen brennenden Geschmack. Ein Botaniker, der es kostete, erhielt Blasen auf der Zunge. Große Tiere, z. B. Rinder, welche das Kraut fressen, sterben und zeigen bei der Sektion innere Anschwellungen, krampfartige Zusammenziehung des Herzens und schwarzes dickes Blut, welches nach Benzin riecht, die dortigen Bewohner nennen dieses Gewächs, welches angeblich ganze Acker überzieht, wegen seiner tödlichen Wirkungen „Teufelspflanze“.

Knacknuß.

Zu einer Festvorstellung im Theater war der Andrang sehr groß.

Bei Eröffnung der Kasse tief der Theaterdiener den im Kassenraum Wartenden zu, er könne nicht 100 Menschen auf einmal an den Billetschalter heranlassen.

Ein kleiner Naseweis erwiderte ihm: „Hundert? Wo denken Sie hin? Zählen Sie doch erst mal richtig! — Wenn Sie die Zahl der Anwesenden verdoppeln, dann die Hälfte und dann ein Viertel hinzuzählen, dann sind es mit Ihnen zusammen gerade 100.“

Also, wieviele wollten hier zur Kasse? Wer diese Aufgabe richtig löst, soll in der Kasselecke der nächsten Sonntagsnummer genannt werden, wenn er die Lösung bis spätestens Mittwoch dieser Woche an die Schriftleitung schickt.

Auflösung des Rätsels aus der vorigen Nummer:

Die Alpenrosen.